

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 205.

Dienstag, den 1. September 1908.

23. Jahrgang.

Der Gardestern.

Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Weiden machte sein vergnügtestes Gesicht: „Sehe ich wie ein unglücklicher Bräutigam aus?“ fragte er. „Nein, so weit sind wir Gott sei Dank noch nicht. Aber Excellenz kam für mich wirklich gerade zur rechten Zeit, er war für mich tatsächlich der deus ex machina. Vierundzwanzig Stunden später — und ich wäre eine Leiche, pardon, ein glücklicher Bräutigam gewesen.“

Unwillkürlich mußte Stern lächeln. „Haben Sie eine solche Abneigung vor der Ehe?“ fragte er.

„Nein,“ gab Weiden zur Antwort, „das nicht. Ich habe in der letzten Zeit auf Befehl meines Vaters so viel über die Ehe nachgedacht, daß ich wirklich zu der Einsicht gekommen bin, es sei für mich das Beste, zu heiraten.“

„Na also,“ meinte Stern, „dann verstehe ich Sie um so weniger.“

„Aber Stern, das ist doch furchtbar einfach,“ erwiderte Weiden. „Bei der Ehe kommt es doch nicht nur darauf an, daß man heiratet, sondern es ist doch auch gewissermaßen nicht ganz gleichgültig, wen man heiratet.“

„Da mögen Sie nicht so unrecht haben,“ erwiderte Stern, dann fragte er: „Und die junge Dame, die Ihr Herr Vater für Sie ausgesucht hat, gefiel Ihnen nicht?“

Leutnant von Weiden blieb stehen und sah den Kameraden groß an. „Sie gefiel mir nicht, meinen Sie?“ fragte er. „Vieher Freund, ich kann Ihnen sagen, sie mißfiel mir sogar, und zwar gründlich. Die guten Eigenschaften, die sie besitzt, scheint sie irgendwo für immer begraben zu haben, nur ihre Fehler besitzt sie noch, und die scheint sie mit einer Liebe gepflegt und kultiviert zu haben, die entschieden einer besseren Sache würdig ist. Und wie sie sich in ihrem inneren Wesen zu ihrem Nachteil verändert hat, so auch in ihrem äußeren. Sie ist weder nett noch hübsch, und doch hätte ich mich mit ihr verloben müssen, wenn Excellenz nicht gekommen wäre und wenn das Telegramm des Kommandeurs mich nicht zurückgerufen hätte. Heute abend um sechs Uhr ist bei meinen Eltern großes Zauberspektakel, da sollte die Sache zum Abschluß gebracht und die Verlobung proklamiert werden.“ Und in der Freude seines Herzens fakte er den Freund am Arm. „Mensch — Stern, Sie wissen ja gar nicht, wie glücklich ich bin, diesem freudigen Ereignis entronnen zu sein, ganz abgesehen davon, daß ich es für ein Unrecht halte, ein Mädchen zu heiraten, das man nicht liebt.“

„Auch darin bin ich Ihrer Ansicht“ stimmte Stern ihm bei, „aber wie ist es nun? Verlangt Ihr Herr Vater nicht, daß Sie zurückkommen oder wenigstens schriftlich um die Hand der jungen Dame anhalten?“

„Das schon,“ erwiderte Weiden, „er fordert sogar, daß ich mich innerhalb der nächsten drei Tage verlobe, er hat mir einen Scheck über dreitausend Mark mitgegeben, den ich hier bei der Filiale der Reichsbank an demselben Tage zu bar Geld machen darf, an dem ich ihm das eine Wort telegraphiere: „Verlobt!““

Der Gardestern hatte sehr aufmerksam zugehört, nun fragte er: „Wissen Sie wohl, daß das sehr unvorsichtig von Ihrem alten Herrn ist?“

Ueberrascht blickte Weiden auf. „Wieso denn?“ fragte er ganz erstaunt.

„Wenn ich Sie recht verstand, und wenn Sie sich wirklich ganz korrekt ausdrückten“, gab Herr von Stern zur Antwort, „dann liegt die Sache doch so, daß Sie das Geld an dem Tage holen können, an dem Sie telegraphieren: „Verlobt“. Sie brauchen ja also gar nicht zu melden, daß Sie sich mit der Ihnen von Ihrem Herrn Vater ausgesuchten jungen Dame verlobten, sondern daß Sie sich überhaupt nur verlobten, dann haben Sie den Willen Ihres Herrn Vaters inne gehalten, Sie haben das Geld, und dem „fait accompli“ wird Ihr Herr Vater gegenüber seinem Widerspruch um so weniger aufrecht erhalten können, als er sich selbst sehr ungenau ausgedrückt hat.“

Weiden war von neuem stehen geblieben und sah den Kameraden mit rohen, strahlenden Augen an, während sich sein Gesicht vor Freude und Entzücken mehr und mehr verflachte. „Mensch,“ rief er, „Stern, Sie sind mein Retter, mein Engel, auf den Ausweg wäre ich wahrhaftig in meinem ganzen Leben nicht gekommen, und ich bin doch sonst wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen, wenn es sich darum handelt, meinem fast zu strengen Vater ein Schnippchen zu schlagen. Die Idee ist einfach genial, einfach großartig, sie ist überhaupt die glänzendste Idee, die jemals ausgedacht worden ist. Die müssen wir feiern, kommen Sie mit in meine Wohnung; meine Mutter hat mir einen großartigen Fretkober mitgegeben, der enthält die schönsten Sachen, da wollen wir uns einmal bene tun.“

Wenig später sahen die Kameraden in Weidens Wohnung gegenüber und schwebten in Leberwurst, in Gänsebrust und in anderen Delikatessen, und während sie aßen, hörte Weiden nicht auf, in begeisterten Worten den Plan des Freundes zu loben. „Einfach genial, — hier nehmen Sie doch noch ein Stück, wozu ist das Schwein denn überhaupt geboren, geschlachtet und in Wurst verwandelt, wenn wir uns nicht an ihm gütlich tun wollen? Wissen Sie, es muß eigentlich scheußlich sein, nur auf die Welt zu kommen, um später als Wurst zu enden, die Lebensaufgabe konnte mir nicht gefallen. Na, wir sind ja gottlob zu Höherem da. Trinken Sie mal einen Rummel zwischendurch, sonst bekommt uns die alte Zeug noch schlechter, als es so wie so schon der Fall sein wird. Aber neugierig bin ich, was mein alter Herr für ein Gesicht machen wird, wenn ich telegraphiere: „Verlobt“, und wenn er dann erfährt, daß es gar nicht diejenige ist, die . . . Er ist imstande, hierherzukommen und die Verlobung wieder rückgängig zu machen.“

Stern hatte sich gerade ein großes Stück gepökelten Schweinekopfs in den Mund geschoben, so verging eine geraume Zeit, ehe er sprechen konnte, dann aber sagte er: „Na, so weit sind wir noch nicht, vorläufig sind Sie ja noch gar nicht verlobt, und ob es Ihnen überhaupt gelingt, sich in dieser kurzen Frist eine Braut zu verschaffen, das ist doch auch sehr die Frage.“

Aus dem siebenten Himmel stürzte Weiden so plötzlich und so jäh in den allertiefsten Abgrund, daß er sogar die Spidbrust auf den Boden fallen ließ, ohne es zu bemerken.

Sannphilipp: Sicherlich de Schloß de Gerechte, dann wie wär deß bei eme Schuldienere . . .

Schorjch: Awer der anner war en Unrechte. Der schleicht sich an den Verschlofene ebei und pischberd em ins Ohr: „Allo, steh uff! 's is gleich dreiviertel uff siewe. Do preßiert's! Mach, daß de e nitwer kimmst „Schul leite“; 's is die heechst Zeit.“ Un was giebst, w. hoste. Mein Schuldienere springt uff, un e nitwer un hängt sich an die Glocke und . . . vinum bonum — vinum bonum. . . schallts iwer deß Dorf hin,

Birreche: So en Uvogell! Un nu kame die Kinner, nadierlich ohne die Fibel un die Tafel, un die Wingertsleit komme mit Hacke und Schippe un laafe an deß Spriehaus. Un e paar Buwe rufe: „Heieeer!“ Un alles rennt, un läst, un frägt: „Ja, wo brennt's dann?“ Bis der Uvogel die Zeit uffgeklärt hot, daß de Schuldienere in eme Klaane Erddum wär un meene dhät, es wär schun Montag morgend dreiviertel uff siuwe, weil er grad ausgeschlofe hätt. Do hols awer e Gelächter gewe. Na, awer en Orden hot er jetzt doch kriecht! Un den gennt em jeder. Mir aach, un warum: Weil em die Salwe so gut geschmeckt hatwe. Christian, die Wage. Sure!

Rotua.

Das Ende Wilhelms von Oranien.

Die Aelterklärung Philipps II. von Spanien gegen den Fürsten Wilhelm von Oranien hatte jedem, der sich fromm und edel genug finden würde, den Erzeleber, Rebellen und Inbas zu ermorden, 25000 Kronen, den Cardinal Granvella hatte zu 30–40000 Kronen geraten, sowie Amnestie für jedes früher begangene Verbrechen in Aussicht gestellt; dazu sollte der Mörder, wenn er nicht etwa schon von Adel sei, wegen seiner Frömmigkeit in den Adelstand erhoben werden. Die Generalstaaten gaben zwar der kräftigen „Apologie“ des Prinzen die beste Antwort auf diese königliche Gemeinheit, indem sie sich endlich völlig vom spanischen Regiment löstigten. Aber bald begannen dort die Früchte jener Giftpflanze zu reifen.

Am Sonntag, den 18. März 1582 erfolgte das erste Attentat. Ein bankrotter spanischer Kaufmann in Antwerpen, der vorsichtigerweise entflohen war, hatte mit König Philipp einen förmlichen Vertrag, der des Königs Unterschrift und Siegel empfing, eingegangen, nach welchem er sich verpflichtete, gegen 80000 Dukatens und das Kreuz des Ordens von St. Jago, Oranien binnen einer bestimmten Frist zu ermorden. Dafür war er aber selber zu feig und gewann dafür einen französischen Diener, der die Tat auch ausführte. Es gelang ihm, mit einer Pistole an den Prinzen heranzukommen und in dem Moment, als dieser sie las, eine Pistole auf dessen Kopf abzuschließen. Die Kugel krang unter dem rechten Ohr in den Hals und führte durch den Gaumen unter der linken Kinnlade wieder heraus. Die Flamme des Schusses hatte Haare und Bart angezündet, darum hielt sich auch der Prinz für verloren. Dennoch war sein erstes Wort: „Tut ihm nichts, ich vergebe ihm meinen Tod!“ Freilich kam dieser Ruf zu spät. Zwei Herren aus seiner Umgebung hatten ihm bereits ihren Degen durch den Leib gerannt. In den Taschen des Mörders fand man u. a. ein Agnus Dei, ein Cruzifix, einen Jesuitenkatechismus, ein Gebetbuch, eine Schreibtafel voller Gelübde für die Heilige Maria und die himmlischen Heerscharen. Dem Heiland verhieß er einen neuen Rock von köstlichem Muster, der Mutter Gottes von Guadeloupe ein neues Kleid, unserer Frau von Montserrat eine Krone und eine Lampe etc.

Trotz der furchtbaren Verwundung genas der Prinz wieder. Sein getreues Weib aber warf der Schrecken und die anstrengende Pflege aufs Krankenlager, von dem man sie bald tot hinwegtrug. Vier weitere Attentate waren nach diesem ersten noch versucht worden. Da sollte er am 10. Juli 1584 wirklich dem sechsten erliegen. Ein fanatischer Mensch Balthasar Gérard aus Burgund, hatte schon in seiner Jugend den Plan gefaßt, den Prinzen zu ermorden, „als von welchem zu erwarten, daß er lebenslang ein Rebell gegen den katholischen König sein und alles versuchen werde, um die Ruhe der römisch-katholischen, apostolischen Religion zu stören“. Nach der Aelterklärung und dem verfehlten Attentat des „waderen Biscayers“ ließ ihm sein Vorhaben keine Ruhe mehr. Ueber

Luxemburg, wo er sich Wachsabbürde des Grafen Mansfeld verschaffte, kam er nach Trier, wo er dem Regens des Jesuitenkollegiums seinen Plan enthüllte, der genau so dachte, wie der spanische König. Das Vorhaben billigte, Gérard seinen Segen erteilte und ihn in Aussicht stellte, daß er unter die Zahl der Märtyrer aufgenommen würde, falls er bei der Ausführung sein Leben lasse. Ein anderer Jesuit freilich meinte, er mische sich nicht gern in solche Sachen. Daher befragte er auch noch den berühmten Vater Gery in Tournay um seinen Rat, der ihn wieder sehr tröstete und in seinem Entschluß bestärkte. Endlich wandte er sich im Einverständnis mit dem Guardian des dortigen Franziskanerklosters an den Prinzen von Parma, der schon mit vielen Banditen aus aller Herren Ländern in Verbindung getreten war und auch schon viel Geld ausgegeben hatte, um zum Ziele zu gelangen. Er versicherte Parma, daß ihn „nur treuer Eifer für den Glauben und die wahre Religion der heiligen Mutter Kirche und für den Dienst Sr. Majestät“ zu seinem Unternehmen bewögen. Auch bat er, Parma möge ihm Absolution von Sr. Heiligkeit für die Anwendung der Siegelabbürde Mansfelds auswirken, um so mehr, da er für einige Zeit mit Knechten und Atheisten verkehrte Umgang pflegen und sich in manchen Stücken ihren Gewohnheiten werde anbequemen müssen.“ Indessen fand er es doch auch angemessen, sich noch einmal wegen des in der königlichen Proklamation verheißenen Preises zu versichern.

Es gelang Gérard auch wirklich, sich unter der Maske eines demütigen calvinistischen Verbannten bei Wilhelm von Nassau einzuschleichen und ihm, als er eine Treppe hinaufstieg, drei vergiftete Angeln in die Brust zu schießen. Als der Prinz die Wunde fühlte, rief er auf französisch: „O mein Gott, erbarme dich meiner Seele! O mein Gott, erbarme dich meines armen Volkes!“ Gleich nachher fragte ihn seine Schwester Katharina von Schwarzburg, ob er seine Seele Jesu Christo befehle. Da antwortete er noch mit einem schwachen „Ja“. Der Mörder wurde unter grausamen Qualen hingerichtet, die er aber in der festen Hoffnung, sich durch seine Tat das Paradies verdient zu haben, standhaft ertrug. Seine Eltern aber wurden für die „töbliche und großmächtige“ Tat des Sohnes wirklich in den Adelstand erhoben und erhielten drei oranische Herrschaften in der Franche Comté, die auch in der Familie blieben, bis zur Vereinigung des Landes mit Frankreich, wo ein französischer Gouverneur das Adelspatent in Stücke zerriß und mit Füßen trat.

Wilhelms Leiche wurde unter den größten Ehrenbezeugungen des niederländischen Volkes in der Nieme Aert zu Delft beigesetzt. Noch heute singen die Holländer ihm zu Ehren das Nationallied: „Wilhelmus von Nassauen — Bin ich aus deutschem Blut.“ Ob nach den geschilderten Vorgängen die Behauptung einer gewissen Seite richtig ist, daß die Ermordung Oranien's „ganz allein auf die eigene Initiative dieses Fanatikers“ zurückzuführen sei, möge der Leser selbst entscheiden.
Prof. Schneider-Wiesbaden.

Schloß Johannisberg.

Schloß Johannisberg krönt den auffallendsten und merkwürdigsten Nebenhügel des Rheinganes. Wie herausgerückt aus dem übrigen Weingelände, hat sich der Hügel mit seinem rötlich schimmernden Boden in die Sonnenstrahlen hineingeschoben, damit sie beikommen können, wo am Tage auch die Sonne stehen möge. Auf dem ursprünglich Bischofberg genannten Hügel wurde ein Benediktinerkloster erbaut, das man dem heiligen Johannes weihte. Daraus entstand der Name Johannisberg. Die Besingung kam, als das Kloster 1802 aufgehoben wurde, an das Haus Oranien-Nassau. In der Franzosenzeit legte Napoleon seine Hand darauf, um dem Marschall Kellermann damit ein Geschenk zu machen. Dem passierte die köstliche Geschichte mit dem 1811er. Er verkaufte den ganzen Ertrag des Hauptjahres 1811 auf dem Stocke für 32500 Gulden an das Haus Mumm-Köln, das später für ein einziges Stück der 50 gerenteten Stücke 11000 Gulden löste. Die Verbiindeten ergriffen Besitz von Johannisberg, nachdem sie Napol'on aus Deutschland verjagt hatten.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Behbold in Wiesbaden.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Viccolo: Uff — wie kann mer nor so en Kagejammer haawe? Awer scheen warsch doch in Kloppe nimm uff de Kerb. Aunsach quiettschidel. Awer nor mein Kopp — mein Kopp!

Christian (de Wert): Na, Klaaner, du hochst jo do hinne in de Eck wie die Butter bei de Sunn. Es scheint mer, als ob de gestern zebill Kerwewei getrunke heist.

Viccolo: Awer uff de Kerb trinkt mer doch kaa Zuckerwasser! (For sich: Un erscht die Kloppe nimm Meedercher — wie Milch un Blut. Un der „Walzertraum“ mit dem Gretche. Die Noochkerb soll ich widder komme, um weiter ze traame.)

Christian: Na, Du Laitschub, ich glaab Du schläfst do hinne in de Eck wie en Haas mit offene Nase. Mach emol mit asseartiger Geschwindigkeit de Stammdisch in die Reih' dann die Kumpfährn komme schon. Eich wern der die Baa uff de Budel nemme.

Birreche: Nor langsam, Christian! Sure aach! Was is derr dann in die Kron gestiehe, Du bist jo in de Naasch wie des Piesche vun Bierstadt wanns mit de Paule sich in de Hoer leht.

Schorisch: For die zwaa gibts kaa Geseh inwewer Sundaagsruh, dann gewöhnlich wann alles in der Sundaagsstille sich gemietlich un behaglich siehlt, dann pläze die uff enanner, bis de Vorjermaster sich schließlich e nei muh lege.

Sannphilipp: Hoffentlich meenste des nor bildlich, un dhust do kaa weiter Eiferfucht erwecke, dann die Bierstadter Weiwern sinn do drinn nit ohne.

Birreche: Des haawe mer jo neulich uff die Meenger Meß erlebt. Ihr wißt doch noch, wie der Weißbener ganz bezidit vor de Bud von der tätowiert Riesedam gestanne hot un hot beliebte Kaelecher gerisse un hot mit seine Nase beinah des modelig Meedche uffgefre...! Er war e weg wie dem Pape sei Dos!

Schorisch: Jo, bis en sei Traa widder in die rauh Werkllichkeit mit eme ungarie Rippestoß zerid gerufe hot.

Sannphilipp: Sahaha, un wie se em ins Ohr gekriech hot: „No, Du alter Gischel, eich glaawe gar, Du dhast des scheidig Weibsbild met haam nemme“, do is er gewaltig zesamme geschrocke un hot ganz Klaalaut gemeent: „Eich wollt mer nor e nei Muster abgucke for die Weißbenererei!“ Hoste Worte for die Torte?

Birreche: Er hot schließlich gar kaa Worte mehr gesunne, wie sie en dann energisch am Arm gepackt un fortgezoge hot. Un dodebei wollt er sich doch nor aans vun dene villverschlungene Mustercher merke un dozu muh mer doch genaa hingucke.

Schorisch: Vun ville Gude werd mer blind. Des denkt aach de Herr vun Eydow un sorgt desor, daß des Licht eingeschränkt werd. De alt Goethe mit seim „Mehr Licht“ werd do jekt gründlich in de Schatte gestellt, dann mir lege uff des elektrisch Licht e Steier.

Sannphilipp: Des hot sein gure Grund; mir sinn ewe de Regierung vill ze vill erleichtet. Wann nor wenigstens des Licht for die Illumination nit versteiert werd, damit die nit verdunstet werd in ihrem internationale Glanz.

Birreche: Am merichte wern die Erwenummer Awer die Reihigkeit besterzt sei, dann die haawe jekt erscht des elektrisch Licht eigesteht.

Schorisch: Die Marokkaner sein ewe aach jekt beim illuminiern for den neie Jez, während die Franzose nit dem Abdul Gazi in die Binse gange sin. Do gibts jekt en neie Jez un en alte Jez und die zwaa reiße sich am liebste in Zehe. Do wern for die annern Mächte ewe aach nor Zehe inwewig bleiwe.

Sannphilipp: Der Derenburg kann sich jo uff seiner Rückreis die Geseh emol aangucke, velleicht daß doch aach for uns en Zehe inwewig bleib.

Birreche: De Derenburg nimmt diesmol mit große Rosine, d. h. mit Brillante zerid, die er in de Kolonie uffgelese hot. Des vorige mol hot er e Datteltist haamgebrocht un diesmol hot er e Brillantetist. Der Mann macht sich.

Schorisch: Wie warsch inwewigens mit ere Brillantesteier, hauptsächlich awer for die Orden mit Brillante?

Sannphilipp: Die dhät uns wenigstens nit treffe, dann in unser Knopplöcher verlaase sich so Dinger nit.

Birreche: Na, daß awwer de Schuldienner in dem Ringgaer Weindörche noch en Erde kriecht hot, des hot Alt und Jung gekreit un widder e heiter Erlebnis ins Gedächtnis gerufe.

Schorisch: Wichtig, alleweil hoste recht. Des is doch der Schuldienner vun... na, es is jo aanerlaa wo... des war en Mann, uff den mer sich belasse konnt. Do hot nix geseht. Wie en Perpendikel is er morjends un mittags genaa uffs Minutche in die Kerch gange un hot die Glode gezoge, wanns Zeit war for in die Schul. Un die Buwe un Meedercher konnte sich ganz bestimmt uff en verlosse.

Birreche: Nor amol is er aus dem Konzept komme un des hot en berihmt gemacht im ganze Ringgaa. 's war uff en Sondag im Summer. Des Wetter hot do so kaa Vorzelbäum geschlage als wie alleweil, sondern die Sit hot wochelang aangehalla un hot des Traubeblut gefocht. Kaa Bunner, daß mer do Vorsicht hat; besonnerich der Schuldienner, der noch dezu den Schulstaab in de Kehl sihe hat.

Schorisch: So kam dann de verhängnisvoll Sondag. In de Kerch, wo der Schuldienner aach Funktionen hat, war e Sit wie in de Sahara. Do gings nooch de Mittagserch direkt e niwer ins Wertshaus, dann vun alters her stehn im Ringgaa Kerch un Wertshaus noch beisamme.

Sannphilipp: E gut Einrichtung, un des hot sich so inwewertrage, daß se sogar vun de Kerch schwäwe, zu der mitte Schoppegläser zesamme geleit werd.

Birreche: So fall doch nit in die Redd. Gerad vun Zesammelaite soll jo erzählt wern. Also am Stammdisch driift der vorsichtig Schuldienner noch zwaa drei Kumpfähr aa un se komme so allmählich ins Duddede enei. Erscht gefaart un getrunke, dann getrunke un gefaart; awwer die Sunn brennt immer stärker, vun Ahei eruff kimmt en schwüle Wind und de Vorsicht, herrjeh de Vorsicht wächst mit de halwe Schoppe.

Schorisch: Awer die konnte doch nit in aaner Tour Heim Lösche bleiwe.

Sannphilipp: Host Du e Ahnung, was die Ringgaer e Pech an de Hofe haawe, wann se erscht emol in ere leichtfröhliche Eck sihe.

Birreche: Die Fröhlichkeit hot awer bald uffgehet. De Schuldienner hot nooch em zwölste halwe Schoppe de Kopp uff die Disch gelegt un is eingeschlofe. Die annern haawe sich nooch und nooch bedrikt un sein haam gange. Wie's so dischbich werd owends, gieht aaner vun dene Kumpfährn uffs neie zum Schoppe un do sikt der Schuldienner immer noch un schläft.

Aus seinem Gesicht, das vorhin eitel Freude und Sonnen-
heiß gewesen war, sprach mit einmal die tiefste Nieder-
geschlagenheit. „Stern, Sie Unglücksrabe, da haben Sie
wieder einmal recht“, sagte er ganz geknickt, „woher soll ich
wohl so schnell eine Braut bekommen, noch dazu eine, die
mich liebt, und eine, die ich wieder liebe?“

„Ja, lieber Freund, das weiß ich auch nicht“, gab Stern
zur Antwort, ich habe Ihnen einen guten Rat gegeben, aus-
führen müssen Sie ihn selber.“

„Nein, Stern, das gilt nicht!“ rief Weiden lebhaft.
„Wenn Sie mir den Himmel auf Erden zeigen, dann müssen
Sie mir auch helfen, da hinein zu spazieren. Da hilft Ihnen
nun niemand.“

Es herrschte eine lange, lange Pause, dann fragte
Stern: „Was meinen Sie dazu, wenn Sie sich mit Fräulein
Osterloh verlobten?“

Stern hatte diesen Namen nur genannt, weil er oft das
freundschaftliche Verhältnis, in dem die beiden miteinander
standen, beobachtet hatte. Freundschaft erzeugt ja zuweilen
Liebe, und so war es nach seiner Ansicht nicht ausgeschlossen,
daß die beiden mit der Zeit sich auch würden lieben können.

Um so größer war daher sein Erstaunen, als Weiden
sich plötzlich in seinem Stuhl hintenüber legte und lange
schweigend vor sich hinsah. „Sagen Sie mir einmal,
Stern, wie kommen Sie eigentlich gerade auf Fräulein
Osterloh?“ fragte er dann, und ohne die Antwort des
Freundes abzuwarten, fuhr er fort: „Sehen Sie mal,
Stern, mit der Lotte, wie ich sie ja auch im persönlichen Ver-
kehr oft nenne, ist es mir in letzter Zeit ganz komisch ge-
gangen, ich habe in den letzten acht Tagen mehr an sie ge-
dacht, als in meinem ganzen bisherigen Leben. Wenn ich
mit meiner Zukünftigen, die mein Vater für mich ausge-
sucht hatte, zusammen war, wenn ich neben ihr bei Tisch saß
und mit ihr plauderte, kurz, so oft ich sie sah, stieg immer
Lottes Bild vor mir auf, und dann stellte ich Vergleiche an.
Ich verglich das Äußere, die Charaktere der beiden mitein-
ander, und ich nahm wohl nur deshalb Lotte als Vergleich,
weil ich kein anderes junges Mädchen so gut kenne, wie sie,
weil sie sich mir gegenüber stets so gab, wie sie ist und wie
sie denkt, und ich kann nur sagen, der Vergleich fiel sehr zu
Gunsten von Lotte aus. Und ich glaube sogar: daß die von
meinem Vater für mich ausgesuchte junge Dame mir so
mißfiel, daran ist ganz allein Lotte schuld.“

Leutnant von Stern hatte gespannt den Worten des
Fre. des gelauscht, nun sprang er mit einer an ihm ganz
fremden Lebhaftigkeit in die Höhe und rief: „Weiden, wenn
alles so ist, wie Sie sagen, dann sind wir fein heraus, dann
haben wir ein gewonnenes Spiel, denn alles, was Sie mir
erzählen, beweist mir, daß Sie bis über die Ohren in Fräu-
lein Osterloh verliebt sind.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie sind total
verrückt!“ Das war alles, was Weiden vor grenzenlosem
Erstaunen zu sagen vermochte.

„Bitte, bitte, genießen Sie sich gar nicht“, entgegnete
Stern lustig. „Machen Sie ruhig Ihrem Herzen Luft,
sagen Sie alles, was Sie wollen, recht habe ich doch.“

Dieses Mal widerspricht Weiden nicht gleich, sondern
blidte eine ganze Zeitlang nachdenklich vor sich hin.
„Glauben Sie wirklich?“ fragte er endlich mit unsicherer
Stimme. „Ich will es nur offen eingestehen, wenn ich in
der letzten Zeit an Lotte dachte, dann war es anders, als
wenn ich sonst an sie dachte. Am Tag, bevor ich abreiste,
hatte ich den Gedanken, daß es nun für immer vorbei sei
mit der Freiheit, da kamte ich noch einmal die Photogra-
phien der jungen Damen an, di: ich zu lieben glaubte,
und die mir da geschworen hatten, daß auch sie mich liebten.
Da fiel mir auch Lottes Bild in die Hände, und da tat
das kleine Mädchen mir eigentlich leid, ich hatte die Em-
pfindung, als wenn sie in die Gesellschaft, in der sie sich da
befand, nicht hineingehörte.“

„Und Sie zweifeln immer noch, daß Sie Fräulein Oster-
loh lieben?“ fragte Stern lebhaft. „Einen besseren Be-
weis für die Wahrheit meiner Behauptung hätten Sie doch
gar nicht erbringen können. Fräulein Osterloh paßt nach
Ihrer Ansicht doch mir, deshalb nicht in die Gesellschaft,

weil Sie die junge Dame in jeder Hinsicht viel zu hoch
schätzen, als daß Sie diese mit den anderen jungen Mädchen,
mit denen Sie flirteten, auf dieselbe Stufe stellen. Denn
Sie es meinetwegen, wenn Sie wollen, aber Sie lieben die
junge Dame!“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte Weiden noch einmal
und setzte dann hinzu: „Ich habe in meinem Leben so oft
und so viel geliebt, daß ich gar nicht mehr weiß, wie die
richtige Liebe aussieht. Früher, da war es ganz anders,
wenn ich da eine Dame liebte, da ruhte ich nicht eher, als
bis ich sie geküßt, bis sie an meinem Gasse hing, mich wie-
der küßte und mir sagte: „Ach, Oskar, ich habe dich ja so
schrecklich lieb.““

„Und dann war es mit der Liebe vorbei, nicht wahr?“
fragte Stern.

Weidens Wangen färbten sich dunklerot vor Verlegen-
heit. „Nicht immer“, gab er schließlich zur Antwort, „aber
eigentlich doch fast immer.“

„Na, da haben wir es ja“, erwiderte Stern, „und die
wenigen Ausnahmen, die Sie einräumen, werden auch
nicht allzulange in Ihrem Herzen gewohnt haben. Die Liebe,
die Sie da schildern, ist die richtige Liebe nicht, das wissen
Sie so gut wie ich. Und daß Sie einen derartigen flüch-
tigen Wunsch bei Fräulein Lotte noch nicht hatten, beweist
eben, daß die Liebe dieses Mal viel, viel tiefer bei Ihnen
sitzt, daß sie da sitzt, wo sie sitzen soll: im Herzen.“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte Weiden noch einmal.
Er wurde bei den Worten des Freundes ganz irre an sich
selbst. Daß er etwas für Lotte empfand, das wußte er ja
schon seit langer Zeit; daß das aber die Liebe sein sollte,
wollte ihm noch immer nicht in den Sinn.

„Und wenn Sie nun recht hätten mit dem, was Sie sa-
gen“, nahm er schließlich das Wort, „was wäre mir denn
damit geholfen? Zum Lieben gehören immer zwei: einer,
der liebt, und einer, der wiedergeliebt wird.“

„Man sagt so“, stimmte Stern ihm bei, „aber ich
glaube, über den Punkt können Sie sich beruhigen. Fräulein
Osterloh liebt Sie ganz sicher.“

„Nun hören Sie aber auf“, bat Weiden, „wie soll denn
Lotte dazu kommen, mich zu lieben? Wir haben doch nie
davon gesprochen.“

„Ist denn das so nötig?“ fragte Stern. „Die Dinge,
die uns am meisten beschäftigen, völegen wir für uns zu
behalten, die vertrauen wir keinem andern an. Je gleich-
gültiger aber die Sachen sind, desto leichter sprechen wir
von ihnen. Diese Weisheit ist ja schon Jahrhunderte alt.
Und daß Sie das noch nicht gemerkt haben wollen, daß
Fräulein Lotte Ihnen mehr als gut ist, das glaube Ihnen
ein anderer, ich aber nicht.“

„Ich schwöre es Ihnen, Stern“, sagte Weiden feierlich,
„ich bin noch nie auf den Gedanken gekommen.“

„Dann haben Sie im Gegensatz zu andern Menschen
Ihre Augen nicht zum Sehen und Ihre Ohren nicht zum
Hören“, jacht Stern. „Ich habe die Blicke beobachtet, mit
denen Fräulein Lotte Sie manchmal ansah, an dem Klang
ihrer Stimme habe ich gehört, was sie für Sie empfindet,
und was ich als unparteiischer Dritter merkte, hätten Sie
doch in erster Linie bemerken müssen.“

„Eigentlich ja“, erwiderte Weiden. Das war alles, was
er sagte, dann versank er wieder in tiefes Nachdenken. Was
er da über sich selbst und über Lotte zu hören bekam, war
ihm so neu, so überraschend, daß er es immer noch nicht zu
fassen, noch nicht zu glauben vermochte. Und doch konnte
Stern recht haben, ihm war in der letzten Zeit auch so ge-
wesen, als wenn er für Lotte etwas anderes als nur
Freundschaft empfände.

Aber Lotte sollte ihn wirklich lieben? Lotte, von der
er geglaubt hatte, daß sie bei ihrer ruhigen, leidenschafts-
losen Art gar nicht wußte, was Liebe sei? Unmöglich war
ja nichts auf Erden, aber das hatte er denn doch nie und
nimmermehr gedacht.

(Fortsetzung folgt.)